

Von der Schönheit unserer Mundarten

Autor(en): **Eschmann, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **1 (1945)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419950>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der letzten Nummer der „Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins“ Nr. 12, Dezember 1944, lagen ein Einzahlungsschein und ein Rundschreiben bei. Darin wurde darauf hingewiesen, daß dem Verein durch die Verlegung des Geschäftsjahres und die dadurch bedingte Herausgabe einer zweiten Rundschau im Laufe des Jahres 1944 ungedeckte Kosten von rund Fr. 2000.— entstehen; die Mitglieder wurden ersucht, nach Möglichkeit durch Zahlung eines außerordentlichen Beitrages von durchschnittlich Fr. 2.— diese Kosten zu decken. Von den 800 Mitgliedern sind zu diesem Zweck nicht ganz Fr. 600.— eingezahlt worden. Wir erneuern darum dringend die Bitte, alle, denen es die Verhältnisse erlauben, möchten durch einen freiwilligen Beitrag den großen Rückschlag vom Jahre 1944 decken helfen; wir sind auch für die kleinste Gabe dankbar und danken den Spendern der Fr. 600.— herzlich. Manche Mitglieder haben schon den Jahresbeitrag 1945 eingezahlt; der Einfachheit halber müssen aber sämtlichen Hefen die Einzahlungsscheine beigelegt werden. — Wer dem Zürcher Sprachverein einen freiwilligen Beitrag zukommen lassen will, muß das auf dem Einzahlungsschein ausdrücklich vermerken; ebenso, wer von den Mitgliedern des Berner Zweigvereins dem Gesamtverein eine besondere Gabe schenken will.

Für möglichst rasche, reichliche, wenigstens vollständige Einzahlung wäre recht dankbar
der Rechnungsführer

Von der Schönheit unsrer Mundarten

Von Ernst Eschmann

Von der Schönheit unsrer Mundarten! Ich weiß, viele sind geneigt, erstaunt zu fragen: ja, sind überhaupt unsre Mundarten schön? Und was ist denn Schönes an ihnen? Das nimmt mich doch wunder. Ein kleines Intermezzo wird mir entgegengehalten: Gestern bin ich zwei Fuhrleuten begegnet, die mit ihren schwer beladenen Wagen in einer engen Seitengasse nicht aneinander vorbeikamen. Ein jeder machte dem andern Vorwürfe, fuhr und fauchte ihn an, so gründlich und deutlich und bodenständig, daß es nicht mehr schön war. Da donnerte es, da wetterte es, da gab es Grobheiten und Titulaturen, man war wieder einmal vom Wesen und Klang unsres Dialektes gar seltsam berührt. Ich erwidere: Das darf nicht, auf alle Fälle nicht allein, auf Rechnung unsrer Mundart gesetzt werden. Der Träger einer Sprache kann zugleich ihr Förderer, Hüter, gelegentlich auch ihr Neuschöpfer und Künstler sein wie ein Musiker, wie ein Violinist, der sein Instrument als vollendeter Meister spielt. Und dem herben Urteil, das oft gefällt wird, kann ebensogut das Gegenteil gegenübergestellt werden: Unser Dialekt ist der reizendsten Feinheiten fähig und beherrscht das Pianissimo wie das Fortissimo.

Räumen wir einmal alteingesessene, vorgefaßte Meinungen weg und nehmen wir uns die Mühe, ihn in allen seinen Erscheinungsformen zu beobachten und zu studieren, auch in der vorliegenden Literatur!

Aber da machen Sie schon wieder eine wegweisende Geste: Dialekt lese ich nicht gern. Man kann ihn fast nicht lesen. Bis man sich nur in die Liebhabereien der Orthographie eines jeden Schriftstellers hineingearbeitet hat, vergeht einem Lust und Stimmung. Zu Ihrer Freude gebe ich Ihnen ein bißchen recht, aber nur ein bißchen. Denn der Dialekt will eigentlich nicht still für sich gelesen, er will gehört werden. Wir lauschen einem guten Vorleser und werden nicht müde. Wenn wir auf dem Lande wohnen, setzen wir uns abends aufs Bänklein vors Haus, vom Windlein eines Nußbaums umfächelt, im Anblick der Wiesen, eines Waldes, der Berge, des dämmernden Himmels. Da ist der Dialekt daheim. Oder im Winter, wenn draußen leise die Flocken fallen und den Garten eindecken, scharen wir uns in der Stube zusammen, der Vater oder die Mutter nimmt ein Buch zur Hand und liest uns etwas vor, in der Sprache, in der er geboren ist, und bei all diesen heimeligen Lauten überkommt uns eine eigentümliche, wohlige Stimmung. Wir fühlen uns geborgen und allem verbunden, was mit uns lebt vom Keller zur Winde, zwischen Schopf und Scheune, in den Blumenbeeten wie auf den Äckern. Im Kreise der Familie ist es der Mundart am wohlsten. Da entfaltet sie ihre schönsten Blüten. Tröpflein um Tröpflein wird sie vom Kinde eingeschlürft. Die Mundart ist unsere Muttersprache und nicht das Schriftdeutsch. Die ersten Verslein und Sprüchlein, die wir gelernt, erklangen im Dialekt. Sie sind ein fröhlicher Teil unsrer Jugenderinnerungen und ein sonniges Erbe, das wir an unsre Kinder weitergeben. Aber es scheint, daß es uns, besonders in der Stadt, vor unsern eigenen Augen, unter unsern eigenen Händen von Jahr zu Jahr verkümmert. Und es tut not, daß wir von Zeit zu Zeit unsres schwindenden Schatzes neu bewußt werden, daß wir uns vergegenwärtigen, was wir an ihm besitzen.

Ist er nicht der Spiegel unsres Volkstums überhaupt, unsrer lokalen Eigenart? Sehen und erkennen wir nicht gleich den Emmentaler, wenn er bedächtig und langsam sein: „Heit er“ und „Weit er“ vor uns ausbreitet, den spitzen und gerne etwas nörgelnden Basler, wenn er sein schwebendes, zweifelbeladenes „Jä-joo“ ins Gespräch wirft. Der eigentümliche „Gesang“ ist uns bei den Glarnern vertraut, und von den

Appenzellern wissen wir, daß wir von ihren kurzen, träfen Sprüchen keine Komplimente erwarten dürfen. Aber sie sind uns alle recht und willkommen, der Walliser wie der Urner, der Sankt Galler wie der Schwyzer, der von „oppe=n=appe“ zu uns kommt. Es gibt ein unendlich vieltöniges, unterhaltsames Konzert, wenn wir von allen Kantonen, von allen Bezirken und Dörfern die Vertreter ihres angestammten Mutterdialektes zusammennehmen. Wer würde glauben, daß wir sie alle unter einen Hut bringen könnten, daß sie doch alle eigentlich recht kleinen, engen Grenzen entstammen. Auch darauf geht die Schützenfestrede des jungen Hediger im „Fähnlein“: „Wie kurzweilig ist es, daß es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer gibt, sondern daß es Zürcher und Berner, Unterwaldner und Neuenburger, Graubündner und Basler gibt, und sogar zweierlei Basler. Diese Mannigfaltigkeit in der Einheit, welche Gott uns erhalten möge, ist die rechte Schule der Freundschaft.“

Der Wunsch Gottfried Kellers schwebt in Gefahr. Die heutige Zeit setzt überall den Hobel an. Der gesteigerte Verkehr sorgt nur zu schnell dafür, daß alle diese sprachlichen Besonderheiten verschwinden, und was ehemals weiter zum Preise unsrer Dialekte gesagt worden ist, verliert an Überzeugungskraft, an Erdfrische, den Berghauch unsrer Mundarten. Je höher wir steigen, um so farbiger, um so intensiver leuchten die Alpenrosen und die Enziane. Zu ihrer vollen Pracht brauchen sie im Sommer die Schneegrenze. Ganz ähnlich haben es die Dialekte. In den Bergen müssen wir sie hören, bei Hirten und Heuern; da quellen die Schönheiten erst recht auf, da beginnen sie zu klingen und zu schillern, und wenn wir aufmerksam lauschen, ist es oft, als wäre Geröll von den Hängen darunter, Wildwasserrauschen und Glockenklang von den Weiden.

Liegt nicht auch Schönheit und eigenartiger Reiz darin, daß unsre Sprache ein kulturhistorisches Schatzkästlein darstellt? Wir schauen in ihr zurück in die Zeit unsrer Großväter; alte Lieder werden wach, verstaubter Hausrat wird in seltenen Wörtern wieder ans Licht gezogen, wir werden an interessante Berührungen mit dem Ausland erinnert, wenn etwa französische oder italienische Stammwörter durch eine Hülle schimmern, die schon mit schweizerischem Einschlag gewoben ist. Ist es nicht niedlich, in seiner Stube ein „Gelleretli“ stehen zu haben oder zu hören, wenn ein altes Mütterchen nach seinem „Fazzenetli“ fragt? Über unsern Mundarten liegt ein Schimmer reicher Vergangenheit gebreitet,

ganze Kulturepochen bergen sie, die Tage eines Minnesängers Johannes Hadlaub wie die Erlebnisse fremder Söldner mit allen sprachlichen Schnörkeln, die sie heimgebracht haben. Der Kundige hört aus mancher Redewendung, aus manchem Spruch und Witz eine wehmütige Melodie: es war einmal!

Aber freuen wir uns auch dessen, was noch ist, was noch lebt! Und da gilt es, auf ein paar Schönheiten im einzelnen hinzuweisen. Wem wäre nicht schon die Bildhaftigkeit und malende Anschaulichkeit unsrer Mundarten aufgefallen? Die Fülle der Bezeichnungen für gewisse Dinge oder Tätigkeiten ist von schlagender Charakteristik. Die Beispiele regnen uns aus dem Alltag nur so zu. Ich greife ein paar zufällig zusammengetragene Bezeichnungen für gewisse Dinge oder Tätigkeiten heraus, für die Fortbewegung des Menschen, der eine beliebige Strecke zurücklegt. Da heißt es: laufe, springe, gump, ränne, zäpfe, hülpe, schiengge, schlarpe, schnaagge, teere, hötterle, tippel, schuehne, devotätsche, gwaggle, schwampl. Die Reihe ließe sich noch vermehren, und wohlvermerkt: einzig aus dem Zürichdeutschen. In allen diesen Verben handelt es sich nicht nur um die Vorwärtsbewegung. Es tritt zugleich plastisch, fast körperlich greifbar vor Augen, welcher Art diese Vorwärtsbewegung ist, ob langsam, schnell, gemütlich, sicher, unsicher, beschwerlich, gleichgültig, wichtig, beladen, mit einer Last auf dem Rücken oder einem Gläschen zuviel. In welcher Verlegenheit würden wir versetzt, wenn man von uns verlangte, diese Ausdrücke alle ins Hochdeutsche zu übertragen! Das Aschenbrödel der Mundart überrascht uns mit einem Reichtum, um den uns manche Prinzen beneiden könnten.

Wer unsre Dialekte besonders mit dem Ohre genießt, wird sich wundern, so viele lautmalerische Elemente in ihnen zu entdecken. Die ganze säuselnde, rauschende, brausende Natur ist in ihnen eingefangen, der Ruf der Vögel im Guggu, das Bellen des Hundes im Wauwau, das Pfeifen des Windes, das Quirlen und Platschen des Wassers, das Toben eines Gewitters. Wie schildert uns doch Meinrad Lienert im „Mirli“, einem feinen epischen Werklein, die in Aufruhr geratene Natur:

's gwirbet gar se hüntsch verusse
's pfißt dur's Dach, um d'Hüttenegge,
Hünt und grochset ume Gade,
Tommret uf der Nistre obe,

Als me meine chönt, es geistí.
 Jez gahd's los; mein schier, im Himmel
 Chehríd's grad der Sirtechübel.
 's tschättret über d'Schindle=n=ine,
 's schnerzt und donndret ohni Höre,
 's fürt us alle Mulche=n=use,
 Wie wänn d'Angel Fürstei schlieged.

Eine unerschöpfliche Fundgrube für den Freund der Mundarten ist auch das Arsenal der Redensarten, aller dieser gegenständlichen Sprichwörtlichen Wendungen, in denen ganz besonders der Humor und die Phantasie des Volkes Feste feiert. Wie unmißverständlich ist es, wenn man sich anschickt, einem „heimzuzünden“, „die Kaze abzukaufen“, einen „in den Senkel zu stellen“ oder auch nur, wenn man einem nichts-nutzigen Buben droht, ihm „die Ohren stehen zu lassen“.

Der unübersehbare Reichtum dieser Ausdrücke führt uns auf die Verjüngungsfähigkeit, auf die unverwüstliche Lebenskraft unsrer Dialekte. Neue Prägungen, neue Kombinationen und Zusammensetzungen werden täglich aus dem Drange einer Stimmung, einer seelischen Erregung, einer Situation heraus geboren, sie werden fortgetragen, wieder aufgenommen wie der Blütenstaub durch den Wind, und neue Schößlein gucken hervor, man weiß oft gar nicht, woher sie kommen. Gebunden sind sie immer an sprachschöpferische Menschen, und ihrer ist eine hübsche Zahl. Sie geben nicht selten den Ton an für kleinere, lokale Sprachgemeinschaften. Aus der jüngsten Zeit wissen wir, was für eigenartige, originelle Neuschöpfungen die Soldatensprache ans Licht gebracht hat. Sie sind uns ein großer Trost und Beweis dafür, daß allen Überfremdungserrscheinungen zum Trotz neues Sprachgut auf eigenem Boden gedeiht und zu bestimmter Gelegenheit wie Pilze aus dem Boden schießt.

Über dem Lob, das wir unsern schweizerischen Dialekten gesungen haben, vergessen wir immerhin eines nicht: sie sind auf die Wirklichkeiten und Gegenständlichkeiten unsrer nächsten Umgebung und Bedürfnisse eingestellt. Alles Konkrete und Greifbare benennen und umfassen sie. Wo aber die Gedanken einen philosophischen Flug nehmen, wo sie in verwickelte, unirdische Regionen geraten, wird den Mundarten die Luft zu dünn, Wörter und Begriffe beginnen ihnen auszugehen, und unver-

hofft entdecken zwei eifrige Philosophen, daß sie im Gespräch ins Hochdeutsche hinübergelitten sind. Die Mundart hat's nicht anders als das schlichte, anspruchslose Mädchen vom Lande. Es fühlt sich nicht wohl in einem gelehrten Zirkel. So lassen wir es da, wo man noch einfach fühlt und denkt. Da aber wollen wir es nach Kräften hegen und pflegen. Da wollen wir uns aller seiner Gaben freuen, die es unermüdet über uns ausschüttet. Die Gelehrten kommen zu ihm und studieren es, einfache, dankbare Herzen lauschen ihm, und wirklichkeits- und heimatfrohe Dichter fördern es und führen es an ein schönes Plätzchen, in eine helle, blumengeschmückte Extrastube der deutschen Literatur.

Die Zeit der Klassiker, da unser unvergänglicher schriftdeutscher Sprachschatz sich in großen Kunstwerken, in Lied, Epos und Drama fester und kühner zu fügen begann, hat auch für den Wert und die Schönheit unserer Mundarten ein waches Auge gehabt. In den Tagen, da man aufmerksamer als je nach alten Volksliedern suchte, freute man sich der Mundarten und gönnte ihnen gern ihr bescheidenes Plätzchen an der Sonne. Niemand hat es schöner und treffender ausgedrückt als Goethe: der Dialekt ist doch eigentlich das Element, in dem die Seele ihren Atem schöpft.

Nachwort des Schriftleiters. Dieser Huldigung haben wir nichts beizufügen; wir wollen nur deutlich feststellen, daß ihr Grundsatz ist: Bleiben wir der Mundart treu, aber auch dem Gebrauch, den wir bis vor kurzem von ihr gemacht haben, also dem Ausdruck der „Wirklichkeiten und Gegenständlichkeiten unserer nächsten Umgebung und Bedürfnisse, alles Konkreten und Greifbaren“, also nicht des „Philosophischen“. Nun hat das ja auch noch niemand verlangt, aber dem „philosophischen Flug“ kommen doch schon nahe die Predigt, die Festansprache, und über „das Konkrete und Greifbare“ erhaben sind oft auch schon die Verhandlungen höherer Behörden und sogar der Vereine. Gerade auf diesen Gebieten ist aber der Gebrauch der Mundart umstritten. Eschmann spricht nicht dagegen, aber auch nicht dafür, was doch heute un-
gemein „populär“ wirken würde. Daß Dichter und andere Auserwählte sich mit der Mundart im Geistigen höher hinauf wagen dürfen als wir gewöhnlichen Menschen, haben wir immer zugegeben, aber „wenige sind auserwählt“. Den Satz: „Die Mundart ist unsere Muttersprache und nicht das Schriftdeutsch“ würden wir so fassen: „Die Mundart ist unsere

eigentliche Muttersprache, nicht das Schriftdeutsch". Der Beitrag wurde nicht für unser Blatt geschrieben; wir haben ihn aus der Presse übernommen und uns deshalb nicht erlaubt, die paar überflüssigen Fremdwörter zu ersetzen.

Eine neue Rechtschreibung?

Aus Deutschland kommt die Kunde*, der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung habe „von sich aus“ in die Rechtschreibung eingegriffen und Regeln erlassen, die in einem 96 Seiten starken Büchlein in den nächsten Wochen den deutschen Schulkindern eingehändigt würden. Über diese Regeln, soweit sie aus dem uns vorliegenden Bericht erkennbar sind, könnte man reden; sie bringen außer dem ungewohnten Schriftbild vieler Fremdwörter keine großen Umwälzungen, z. B. nicht etwa die Kleinschreibung der Dingwörter, und wenn sie in Deutschland heutzutage, wo die Zeitschrift „Muttersprache“ des Deutschen Sprachvereins nicht mehr erscheinen und sogar der Duden nicht mehr gedruckt werden kann, weil es an Druckern und Papier fehlt, wenn sie gerade jetzt den Schulkindern ein neues Regelbuch in die Hand drücken zu können glauben, ist das ihre Sache. Was aber das ganze Unternehmen als gründlich verfehlt erweist, ist die Bestimmung, daß „der gegenwärtige Schreibgebrauch vorläufig auch weiterhin in Geltung bleiben kann“. Das ist so ziemlich das Allerungeschickteste, was man in dieser Sache bestimmen konnte, denn durch diese „Bestimmung“ wird alles unbestimmt; jeder schreibt, wie er will, und was herauskommt, ist ein großes Durcheinander. Bevor es einen Duden gab, also vor 1881, hatte wenigstens jeder deutsche Bundesstaat (und jeder schweizerische Kanton) und innerhalb dieser Gebilde jeder Stand (der Beamte, der Lehrer, der Kaufmann) seine Regeln; es gab also rechtsschreiberisch einigermaßen gleichartige Landschaften und Stände - was jetzt herauskommt, ist ein allgemeines Reichsdurcheinander. Trotz der sonst auf allen Gebieten herrschenden Gleichschaltung hat man es noch nicht für nötig oder möglich gehalten, die zwischen dem Preussischen, dem Bayrischen und dem Oster-

* Franz Wessely (Wien) im „Schweizer Graphischen Zentralanzeiger“ 1944, Nr. 10, 15. Oktober 1944.